

Zu Gast auf einem Vulkan

Besuch im äthiopischen

Kloster *St. Gabra Manfas Qeddus*

von Sabino Chialo

Übersetzung: Maurus Blommer OSB, St. Ottilien

Grüne Berge, Hochebenen in kräftigen bunten Farben, breite Flussläufe und große Seen, erloschene Vulkane in bizarren Formen: dies alles zieht auf der Rückfahrt von meiner letzten Reise nach Äthiopien vor meinen Augen vorbei. Ich war eingeladen worden, katholischen Ordensleuten, die sich schon lange in diesem Land aufhielten, Exerzitien über den Reichtum der äthiopischen Spiritualität zu halten. Das war für mich die Gelegenheit einer erneuten Begegnung mit dieser an christlichen und monastischen Zeugnissen so reichen Gegend.

Zu einer Zeit, da der Norden Europas noch nichts von der Frohbotschaft des Evangeliums gehört hatte, wurde im 4. Jahrhundert die Kirche in diesem Land gegründet. Ihre lange monastische Erfahrung entwickelte sich aus den ägyptischen Quellen heraus in einem ganz eigenen Geist, wie eine umfangreiche Überlieferung von Apophtegmata beweist.

Doch was ist heute noch davon übrig? Nur die Überreste einer primitiven und etwas abergläubischen Kirche, mit schlecht ausgebildeten Priestern und manchmal archaischen Formen, die man wie Versteinerungen entziffern muss? Ein zum Aussterben verurteiltes Mönchtum ohne Nachwuchs, kompetente Organisation und gründliche Ausbildung? Solche Äußerungen sind oft zu hören – sogar aus dem Mund von Menschen, die das Glück haben, diese besondere Welt „Äthiopien“ unmittelbar zu erleben, die aber vielleicht ohne die nötige innere Demut dem lauschen, was zwangsläufig unsere eigenen Maßstäbe sprengt. Es kann auch nicht nur darum gehen, in höchsten Tönen die Treue zu loben, mit der diese Christen im Laufe ihrer Geschichte furchtbaren Stürmen

getrotzt haben. Wer mit anderen Augen hinschaut, kann eine ganz andere Wirklichkeit entdecken. Das möchte mein Bericht vom Besuch im Kloster des Heiligen *Gabra Manfas Qeddus* in *Zeqwala* in der Nähe von *Addis Abeba* zeigen.

Bei den Exerzitien hatten wir uns mit der grundlegenden geistlichen Unterweisung des äthiopischen Mönchtums befasst, den *Masahefta Manakosat*, übersetzt die „Bücher der Mönche“. Diese Anthologie dient gleichzeitig als Regel und als Philokalie. Sie schöpft aus drei syrischen Autoren: *Isaak von Ninive*, *Johannes von Dalyatha* (bekannt unter dem Namen *Aragawi Manfasawi*, was „alter geistiger Vater“ bedeutet) und *Philoxenus von Mahboug*. Über diese Autoren hatten wir eine faszinierende und zuweilen befremdlich erscheinende Welt betreten. Mitten im Orient sprachen wir als Menschen aus dem Okzident über die „Orientalen“. Was hätten wir Besseres tun können, als uns von der gastlichen Oase der Jesuiten in *Dabre Zeit* zu lösen und uns auf den Weg zu machen hinein in den faszinierenden Orient? Gab es das alles noch, oder entsprang es nur der Einbildung einer akademischen Romantik? Die Veranstalter, die schon lange in Äthiopien lebten, Europäer mit wachem Blick und tiefem Verständnis für dieses Andere, das uns umgab, hatten diesen Ausflug für den letzten Tag der Exerzitien geplant.

Das Doppelkloster

Das Ziel lag ganz in der Nähe unserer Unterkunft. Ich wusste, dass die Straßen in Afrika nicht unbedingt Autobahnen sind, aber noch

nie hatte ich ein Auto einen Pfad hinauffahren sehen, der eine einzige Folge von Stufen war! Nach fast drei Stunden hatten wir 45 Kilometer zurückgelegt und das Kloster erreicht. Es liegt auf dem Gipfel eines erloschenen Vulkans mit einer fast vollendeten Kegelform, die an den Stromboli erinnert. Sein „Herz“ bildet ein See, und üppige Wälder bedecken seine Hänge. An ihnen gruppieren sich die Zellen der Mönche: kleine Parzellen, eingefasst von Hecken aus geflochtenen Ästen, in der Mitte ein kleines Häuschen mit mehreren Räumen, von denen einer für die Arbeit und den Schlaf bestimmt ist und ein anderer für das Gebet. Die Mönche leben hier in der Weise der frühen Anachoreten nebeneinander: Die Woche hindurch bleiben sie in der Einsamkeit, aber zur Feier der sonntäglichen Eucharistie kommen sie in der Kirche zusammen. Wir stehen vor der Kirche; durch die Wallfahrt zum Gründer dieses Klosters, dem heiligen *Gabra Manfas Qeddu* („Diener des Heiligen Geistes“), der um die Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert lebte, ist sie zu einem berühmten Ort geworden. Sie ist von einem Hof umgeben, der auf uns wie ein geweihter Raum wirkt, bereits ein Gebetsort, aber unter offenem Himmel.

Einer der auffälligsten Züge Äthiopiens ist das Gespür nicht für eine magische Sakralität, sondern für die Gegenwart Gottes, das „Zelt Gottes“ unter den Menschen. Zeichen dafür ist die Kirche, und deshalb nähert man sich ihr langsam. Es ist beeindruckend, manchmal Menschen lange und höchst intensiv beten zu sehen, selbst wenn sie noch mehrere hundert Meter von der Kirche entfernt sind: Gott ist da. Jeder nähert sich ihm in der Geschwindigkeit, die ihm entspricht.

Als wir den Hof betreten, kommt ein Mönch auf uns zu und heißt uns willkommen. Wir stellen uns vor und fragen, ob wir die Kirche besichtigen dürfen. Das ist leider nicht möglich: Die Feier der Eucharistie sei gerade erst zu Ende; die Engel seien noch da, und man dürfe sie nicht stören bei ihren letzten Gebeten. Man kann das als Bestätigung dafür nehmen, dass diese Kirche vom Aberglauben durchdrungen ist – oder versuchen, demütig einen Schritt in eine andere Welt zu tun. Wir entscheiden uns

dafür. Ein Mönch steht schon bereit, uns ins Innere des Klosters und seiner Spiritualität zu begleiten: Wir gehen zwischen Mönchszellen hindurch und kommen zu einer jüngeren Kirche, die der Jungfrau Maria geweiht ist, genauer gesagt *Kidana Mehret*, einem typisch äthiopischen Marienfest. Und hier meldet sich wie von selbst die für Europäer typische Frage: „Wie viele sind Sie hier?“ Unser Begleiter antwortet: „Um die 250 Mönche und 100 Nonnen.“ Wir haben nicht den Eindruck, einer aussterbenden Gemeinschaft zu begegnen!

Es handelt sich also um ein Doppelkloster, in dem Männer und Frauen nebeneinander leben und arbeiten. Wir erfahren, dass jede der beiden Gemeinschaften für den eigenen Lebensunterhalt sorgt: Die Mönche arbeiten vor allem auf dem Feld, die Nonnen am Webstuhl. Es besteht eine gewisse Zusammenarbeit zwischen den Mitglieder beider Gemeinschaften; doch sie legen größten Wert darauf, dass der Grundsatz der jeweiligen wirtschaftlichen Unabhängigkeit gewahrt bleibt. Das setzt eine gewisse Organisation voraus, die freilich unsichtbar bleibt. Doch die Realität beweist entgegen einem weiteren Vorurteil, dass sie vorhanden sein muss, auch wenn sie gewiss anders aussieht als bei uns.

Unser Begleiter weist auf eine kleine Türe neben der Kirche *Kidana Mehret*, die zu einem abgesonderten Bereich führt. Er beherbergt eine kleine Gruppe von Mönchen, die sich im Turnus intensiver dem Gebet und Fasten widmen und sozusagen die betende Herzmitte der Gemeinschaft bilden. Hier entdecken wir eine andere Facette dieses Mönchtums, nämlich die Vielfalt innerhalb einer einzigen Gemeinschaft. Die Antwort auf einen Ruf zu größerer Radikalität muss nicht in der Gründung einer neuen Gemeinschaft bestehen, deren Charisma ein noch zurückgezogeneres Leben wäre. Das liegt sicher nicht in an einer mangelnden Organisation.

Wir steigen ab zur Mitte des Vulkans, wo *Gabra Manfas Qeddu* im Wasser liegend gebetet haben soll (ich muss an den heiligen Bruno in seinem kleinen See von Serra in Kalabrien denken). Unser Weg ist fast zu Ende, aber einer unserer Reisebegleiter, der junge Mönch

Walda Johannes möchte noch etwas für uns tun; wir können es an seinen Augen ablesen. Er lädt uns in seine Zelle ein. Nicht einmal im Traum hätten wir gewagt, das zu erwarten. Und nun dürfen wir ein anderes Element des orientalischen Mönchtums unmittelbar erleben: die heilige Gastfreundschaft! Wir betreten den Hauptraum der Zelle, und unser Gastgeber bietet uns etwas zu essen und zu trinken an: sein Schwarzbrot, dazu Gewürzschoten und Tee. Wir fühlen uns wie zuhause und tauschen uns über unsere monastischen Erfahrungen aus. Beim Essen fällt mein Blick auf eine halbgeöffnete Tür, die in den Gebetsraum führt (der Grundriss der Zellen ist bis heute der gleiche wie bei den ägyptischen Anachoreten des 4. Jahrhunderts!). Nach langem Zögern wage ich zu fragen: „Wäre es möglich, das wir das innerste Heiligtum der Zelle betreten dürften? Ich sehe, wie auf dem Gesicht unseres Gast-



Eine Nonne vor ihrer Zelle

gebers ein schwieriger und schneller Prozess abläuft, den ich weder beschreiben kann noch jemals vergessen werde: ein Nein, das sich schnell in ein Ja verwandelt – das von einer „Regel“ getragene Nein wird zu einem Ja, das in „Begegnung“ wurzelt: Das ist orientalische *oikonomia*! Wir ziehen die Schuhe aus, Walda Johannes legt den gelben Gebetsmantel über seine Schultern, und wir betreten diesen einfachen und zugleich reichen Ort.

Reiche Armut

Was wir hier entdecken, zerschlägt eine letzte Klischeevorstellung, dass nämlich das äthiopische Mönchtum „analfabetisch“ sei. Vor westlichen Heiligenbildern, die ich lieber nicht anschau, steht eine kleine Bibliothek – überwiegend Handschriften! – mit biblischen, liturgischen, patristischen und hagiographischen Texten. Mein Gastgeber bemerkt mein Interesse und beginnt sie mir begeistert zu erklären; es wird mir klar, dass er einen beträchtlichen Teil seiner Tage diesen Blättern widmet. Plötzlich entdeckte ich unter diesen Büchern einmal mehr unseren Isaak! Ich tue so, als würde ich den Autor nicht kennen und als wüsste ich gern mehr darüber, welche Bedeutung er für einen Mönch haben kann. Er betrachtet mich wieder mit einem Lächeln, das ich nicht vergessen werde und in dem ein wenig Mitleid mit dem Gast durchschimmert: Da will doch tatsächlich einer Mönch sein, ohne Isaak gelesen zu haben! Unser Gastgeber ist arm. Er sagt, er habe sich das Buch von *Aragawi Manfasawi*, einer anderen Säule der orientalischen monastischen Spiritualität, noch nicht kaufen können, aber er arbeite, um das nötige Geld zu verdienen: Er schnitzt aus Holz Segenskreuze.

Unser Tag neigt sich zum Ende, und wir machen uns wieder an den Abstieg zur Ebene. Die wenigen Stunden, die wir auf dem Gipfel des Vulkans verbracht haben, reichen natürlich nicht aus, um das Mönchtum und die Kirche Äthiopiens wirklich kennenzulernen. Doch vielleicht haben sie uns geholfen, etwas anderes davon wahrzunehmen als das, was wir manchmal schon zu wissen meinen.